

Mit 97 Jahren auf Klassenfahrt

Text: Nicolas Büchse, Fotos: Jesco Denzel, „Stern“ 52/2022

Albrecht Weinberg ist einer der letzten Holocaust-Überlebenden. Ihm bleibt nicht mehr viel Zeit, sagt er. Und macht sich auf seine letzte große Reise nach Israel

Die Schülerinnen und Schüler aus dem ostfriesischen Rhauderfehn mit Albrecht Weinberg in Israel. Er will den jungen Deutschen erzählen, was war



An einem Herbstabend, der Meereswind bläst die Hitze des Tages aus den Straßen von Tel Aviv, sitzen zwei greise Männer in einem Restaurant.

Sie heben zwei Gläser Anisschnaps und feiern ihr Wiedersehen.

„L'Chaim“, ruft der Jüngere der beiden.

„Auf das Leben“, erwidert der Ältere.

Dann reden sie über den Tod.

Über die Waggonen, in die man sie pferchte, die Toten am Stromzaun, die Gaskammern. Die dunklen Stollen, in denen sie schufteten, nur noch gelbe Haut und Knochen, und der Ältere sagt, er erinnert sich noch an die Leichen, sie lagen links und rechts, und einmal biss ein Häftling vor lauter Hunger einem Toten in den Oberschenkel.

Während sie reden, beugt sich Albrecht Weinberg, 97 Jahre, in seinem Rollstuhl ein wenig vor, um seinen Freund Jerry Wartski, 92 Jahre, im Stimmenwirrwarr auf der Restaurantterrasse besser verstehen zu können.

Jerry erzählt, dass er am Ende nur noch hoffte, die Bomben der Alliierten würden ihn erlösen. Dann sagt er: „Ich habe all die Jahre nie darüber gesprochen. Auch mit meinen Kindern nicht, obwohl sie ja täglich die Nummer auf meinem Arm gesehen haben.“

Er fährt sich mit der rechten Hand über den linken Arm, über die Tätowierung aus Auschwitz, unauslöschlich: B9096.

„Wenn einer die Nummer auf meinem Arm bemerkte, habe ich später immer behauptet, ich hätte mir meine Telefonnummer auf den Arm geschrieben, weil ich zu blöd bin, mir sie zu merken“, sagt Albrecht.

Albrecht Weinberg ist aus seiner Heimat in Ostfriesland mit Rollstuhl und 18 Schülerinnen und Schülern, der Schulleiterin, einer Lehrerin und einem Lehrer für eine Woche zur Abiturabschlussfahrt nach Israel geflogen, und während

Wenn sich Albrecht Weinberg und Jerry Wartski treffen, feiern sie ihr Überleben



die Schülergruppen am vorletzten Abend der Fahrt die Bars Tel Avivs erkunden, hat er sich mit Jerry verabredet. Albrecht und Jerry kennen sich seit fünf Jahren, da saßen sie bei einer Gedenkveranstaltung nebeneinander und konnten gar nicht aufhören zu reden.

Albrecht Weinberg ist einer der letzten Überlebenden der Konzentrationslager. Auschwitz. Mittelbau-Dora. Bergen-Belsen.

Fast 40 Jahre lang wollte er keinen Fuß mehr nach Deutschland setzen. Zusammen mit seiner Schwester Friedel emigrierte er 1947 nach New York, weil sie unter ihren Landsleuten nicht mehr leben wollten. 1985 bekamen sie eine Einladung aus ihrer alten Heimat, Leer in Ostfriesland, die sie erst in einer Schublade ablegten, aber dann machten sie sich doch auf den Weg zu einem Besuch nach Deutschland. Sie fanden dort Freunde. Und als seine Schwester vor zehn Jahren einen Schlaganfall erlitt und er einen Augeninfarkt, da holten die Freunde sie nach Deutschland. Friedel starb drei Monate nach der Ankunft. Und Albrecht, der in seinem ganzen Leben nur zwei Jahre von Friedel getrennt gewesen war, fing an zu reden.

Er erzählte den Schülerinnen und Schülern in seinem ostfriesischen Geburtsort Rhaderfehn seine Geschichte. Seitdem kämpft er gegen die Zeit. Er fürchtet, dass die Erinnerung verblasst, wenn keiner mehr da ist, der berichtet. Er hofft, dass die Schülerinnen und Schüler seine Erzählungen weitergeben an ihre Kinder.

Deshalb hat er sich auch auf seine letzte große Reise gemacht. Ein 97-jähriger auf Klassenfahrt nach Israel.

Es ist keine leichte Reise für Albrecht Weinberg, da sind das Alter und die Strapazen, sich fast hundertjährig von Reihe 31 im Flugzeug bis zum Ausgang vorzukämpfen – was hilft einem der wachste Kopf, sagt er, wenn man Beine wie Gummi hat. Da sind die Erinnerungen. Selbst wenn seine Augen nur noch Schemen erkennen können, die Bilder seiner Erinnerungen sind klar und überdeutlich.

Wie in der Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem am Rand von Jerusalem, als er die Schülergruppe bei Führungen und Workshops begleitet. „Kannst du das erkennen? Da unten liegen Schuhe, Berge von Schuhen aus Konzentrationslagern“, sagt Tjard. Albrecht Weinberg trägt eine getönte Brille und sieht zwar schlecht, aber mit seinem neuen Hörgerät versteht er den Schüler ziemlich gut, der ihn gerade langsam im Rollstuhl durch die Besuchermassen schiebt.

„Ich weiß, ich war ja selbst da“, sagt Albrecht Weinberg. „Und in diesen Schuhen steckten Menschen drin, die hat man ins Gas geschickt.“

Später, im Kerzenschein des Denkmals für die ermordeten Kinder, kämpft Albrecht Weinberg gegen die Tränen, er denke an seine Großcousine Rosel, sagt er, sechs Jahre alt war sie, als man sie erschoss. Und als im Seminarraum ein Foto von der Rampe des Vernichtungslagers Sobibor gezeigt wird, schluchzt und weint Albrecht Weinberg, in Gedanken an seine ermordeten Cousins und Cousins.

Doch als ihn zwei Rentnerinnen aus Florida in der



Mit Schülern des nach ihm benannten Gymnasiums im ostfriesischen Rhaderfehn besucht der Holocaustüberlebende Albrecht Weinberg Israel

Ausstellungshalle ansprechen, da erzählt er ihnen nicht vom Grauen, sondern vom Glück.

Sie hatten die Nummer auf seinem Arm bemerkt. 116927. Sie ist ein wenig verblasst und schief. Der Tätowierer in Auschwitz hatte es gut mit ihm gemeint und nicht so tief zugestochen, Albrecht versuchte, die Zahlen zu verwischen, musste zum Nachtätowieren, danach gab es 25 Schläge. Die Rentnerinnen sagen, sie kämen aus Florida, sie hätten eine Frage: „You remember it all?“

„I remember everything“, sagt Albrecht. Er erzählt auf Englisch, dass seine Schwester Friedel auch einige Jahre in Florida lebte, in einer Rentnersiedlung in Fort Lauderdale. Und davor 60 Jahre in New York. Wie er bald einen Fleischerladen besaß. Am Broadway, aber nicht da, wo es glitzert, sondern in Harlem, Ecke 143th Street, wo man schon mal in den Lauf einer Pistole gucken konnte. Er erzählt den Amerikanerinnen von seiner Rückkehr nach Deutschland und vom Tod der Schwester. Warum sollte er nach ihrem Tod wieder zurück in die USA gehen? Er hatte im Altenheim in Leer doch ein warmes Bett und bekam drei Mahlzeiten am Tag. Und vor allem, sagt Albrecht, habe er Gerda kennengelernt: „She is the number one.“

Und ebendiese Gerda schiebt nun den Rollstuhl und sagt: „Mister, we have to go! Die Schüler sind schon einen

Raum weiter.“ Gerda Dänekas und Albrecht Weinberg gibt es meist nur als Team, auch hier auf dieser Reise.

„Vor mir hast du noch nie einen Jöd gesehen gehabt“, sagt Albrecht, das Plattdeutsch seiner Kindheit hat er nicht vergessen, ein „Jude“ ist bei ihm ein „Jöd“.

„Ich habe vor allem erst einmal deine schreckliche, viel zu weite amerikanische Jeans gesehen“, sagt Gerda.

Das war 2012. Gerda verschob ihren Rentenbeginn um ein halbes Jahr, um sich im Pflegeheim in Leer länger um den Neuankeimling und seine Schwester aus den USA kümmern zu können. Sonntags holte sie die beiden zum Mittagessen zu sich nach Hause. Sie saß die Nacht hindurch mit Albrecht am Krankenhausbett, als Friedel im Sterben lag. Und als Gerda schon längst in Rente war, kam sie fast jeden Nachmittag um halb fünf zu Albrecht ins Heim, aß mit ihm Abendbrot, brachte frische Wäsche, schlug das Bett auf und verabreichte ihm die Augentropfen.

Damit war es vorbei, als Corona kam. Albrecht litt an der Einsamkeit. Da tauschte Gerda die kleine Wohnung, in die sie nach dem Tod ihres Mannes gezogen war, gegen eine größere, holte Albrecht aus dem Heim und gründete mit ihm im Juni 2020 eine WG. In Albrechts Zimmer hängen über dem Bett die gerahmten Stammbäume seiner beinahe vollständig ausgelöschten Familie, auf einem Tischchen



Es ist keine leichte Reise für Albrecht Weinberg, vor allem der Besuch der Holocaust-Gedenkstätte. Und doch lässt er das die Schülerinnen und Schüler kaum merken. Er will nicht, dass die Erinnerung in Betroffenheit erstarrt

Die Schülerinnen und Schüler haben viele Fragen an Albrecht Weinberg auf ihrer Israelreise. Längst sind sie so eng mit ihm, dass sie zusammen seinen Geburtstag feiern. Sogar ihre Schule haben sie nach ihm benannt

wacht eine Katzenfigur mit Kippa auf dem Kopf, sie erinnert ihn an seinen Kater Jossel in New York, Albrecht wünscht ihr jeden Tag „Good morning“. Und auf dem Nachttisch steht der kleine CD-Player, auf dem hört er in seinen alpträumgeplagten Nächten immer dieselbe Radiodokumentation über das Konzentrationslager Mittelbau-Dora, er weiß nicht, warum, sagt er, vielleicht, weil er noch immer versuche zu begreifen, was nicht zu begreifen ist.

Es dreht sich viel um den Holocaust in ihrer WG, sagt Gerda. In der Fernsehzeitschrift streicht sie für Albrecht die Holocaust-Dokumentationen an. Im Bücherregal sammeln sich Erinnerungsberichte Überlebender, manchmal bittet Albrecht Gerda, sie ihm vorzulesen. Und morgens, wenn sie nebeneinander am Esstisch sitzen, sich eine Banane teilen und Ostfriesentee trinken, liest Gerda Artikel aus der Zeitung vor. Albrecht wird hellhörig, wenn er Nachrichten über Anschläge auf Synagogen oder antisemitische Übergriffe hört.

Es ist aber nicht so, dass die Beschäftigung mit dem Holocaust Albrecht verbittern lässt, sagt Gerda, im Gegenteil: Sie helfe ihm. Eine Cousine aus Amerika nahm sie einmal zur Seite und sagte ihr, sie habe einen ganz anderen Menschen aus ihm gemacht. Er sei jetzt so offen und lustig, wie sie ihn in den USA nie erlebt habe.

Albrecht: „Da gibt es keine Worte dafür, was du mit mir

angestellt hast.“

Gerda: „Freunde sagen, wir kabbeln uns fast wie ein altes Ehepaar. Seit ich Albrecht kenne, hat sich mein Leben, mein Blick auf die Welt verändert.“

Die 73-Jährige hat viel zu organisieren: Stolpersteinverlegungen, Gedenktage in Deutschland, den Niederlanden und Polen, und dann ist da die Geschichtslehrerin Anke Chudzinski-Schubert, die sie immer wieder in ihre Schule einlädt oder eben auf diese Klassenreise nach Israel – Gerda und Albrecht sind unermüdliche Handlungsreisende der Holocausterinnerung. Ihre Arbeitsteilung bei den Vorträgen ist eingespielt: Albrecht erzählt, Gerda hält Fotos und Dokumente in die Höhe und legt ihm die Hand auf den Arm, wenn ihm die Tränen kommen. Auf Reisen nimmt sie immer einen ihrer Söhne zum Rollstuhlschieben mit, in Israel ist Thomas dabei.

In Yad Vashem nehmen ihm allerdings die Schülerinnen und Schüler gern diese Aufgabe ab und schieben Albrecht Weinberg durch die Ausstellungsräume. Als sie an einer Vitrine mit einer Ausgabe des antisemitischen Hetzblattes „Der Stürmer“ vorbeikommen, fragt der Guide die Schülergruppe: Wer kennt Julius Streicher?

Oh, den kenne ich gut, ruft Albrecht Weinberg. „Der war Gauleiter von Franken und einer der übelsten Antisemiten.

Wenn seine Zeitung bei uns im Ort ausgehängt wurde, sprangen die Leute vom Rad, um die neueste Hetze zu lesen, und der Hass vernebelte bald ihre Köpfe. Einmal bin ich im Winter Schlittschuhlaufen auf dem Kanal gewesen und im Eis eingebrochen. Da haben meine Klassenkameraden an der Böschung gestanden und auf Plattdeutsch gesungen: Sitt een Jöd in't Deep, sitt een Jöd in't Deep, wenn he vesuppt, ik help hum neet. Wisst ihr was das heißt?“

Albrecht Weinberg wartet nicht auf die Antwort der Schülerinnen und Schüler: „Sitzt ein Jude im Kanal, sitzt ein Jude im Kanal, wenn er ertrinkt, helfe ich ihm nicht. Nach 1933 wurde es schlimm. Selbst mein bester Freund Hermann sagte, er könne nicht mehr mit mir spielen, weil ich ein Jöd bin. Ich bin zu meiner Mutter gerannt, habe mich unter ihrer Schürze verkrochen und geweint.“

Die Vergangenheit raubt Albrecht Weinberg manchmal Kraft, auch wenn er das die Schülerinnen und Schüler nicht merken lassen will. In Yad Vashem scheint er immer tiefer im Rollstuhl zu versinken, sein Kopf sinkt auf die Brust, er sagt, die Bilder in seinem Kopf wühlten ihn auf. In der kreisförmigen „Halle der Namen“ sind es die Bilder seiner Eltern, hier sind Gedenkblätter gesammelt, biografische Notizen jedes identifizierten Holocaustopfers, Fotografien werden in einen zehn Meter hohen Kegel an der Decke projiziert.

Seine Eltern, Alfred und Flora Weinberg, sah Albrecht zum letzten Mal, da war er 16 Jahre alt. Vom Zwangsarbeitslager bei Fürstenwalde fuhren er und seine Schwester Friedel an einem Tag heimlich mit der Bahn nach Berlin, die Jacken auf links gedreht, damit der Judenstern verdeckt war, die Hände zittrig vor Angst, entdeckt zu werden. Zwei Jahre hatten sie sich nicht gesehen, da umarmten sie ihre Eltern und den älteren Bruder Dieter, die man aus Ostfriesland in ein „Judenhaus“ in Moabit verschleppt hatte.

Wenn alles vorbei ist, treffen wir uns hier in Berlin, sagte die Mutter.

Zuerst wurde sein Bruder Dieter nach Auschwitz deportiert, er überlebte den Holocaust, starb aber 1946 bei einem Unfall. Albrecht hat noch einen Brief der Mutter, sie muss ihn Anfang 1943 einer Freundin geschrieben haben. Sie schreibt: „Es ist nicht auszuhalten, wir wissen nicht, ob wir uns wiedersehen. Eines guten Tages wird auch unsere Stunde schlagen.“

Hier, in der Halle der Namen, erinnern Gedenkblätter an meine Eltern, sagt Albrecht Weinberg, sie wurden in Auschwitz umgebracht.

Albrecht selbst wurde in einen Waggon gepfercht, 37. Osttransport aus Berlin Grunewald, kein Wasser, kein Essen. Als sie in Auschwitz ankamen, ausgerechnet an Hitlers

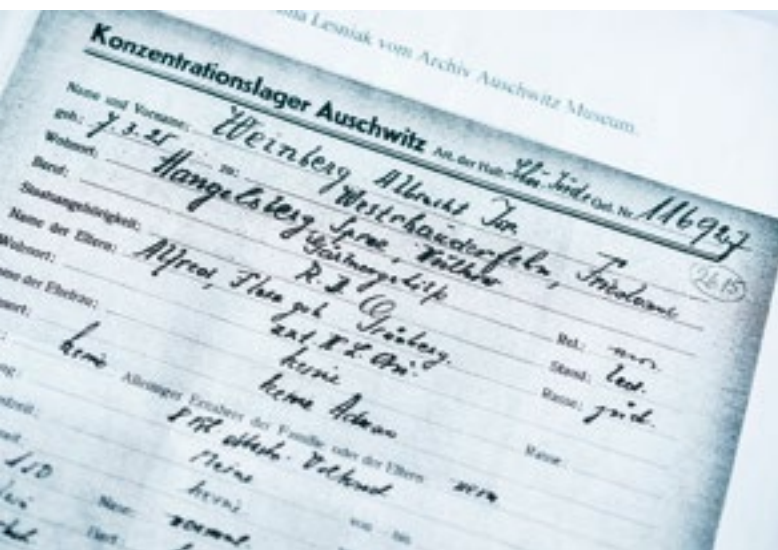


„Judenstern“ der Nationalsozialisten. Ein entfernter Verwandter von Albrecht Weinberg war als Mitglied des sogenannten Judenrates im Ghetto Theresienstadt für die Herausgabe der Judensterne verantwortlich



Albrecht Weinberg in einer Synagoge in Tel Aviv. Die Tafel mit Inschrift stammt aus einer Synagoge in Leer, die Nazis in der Pogromnacht am 9. November 1938 zerstört hatten

Akte von Albrecht Weinberg, angelegt im Vernichtungslager Auschwitz



Geburtstag, 20. April 1943, stieg er über die Leichen von Alten und Säuglingen. An der Rampe schrien die SS-Leute, und dann, so sagt er, „wurden wir aussortiert wie Schlachtvieh“, 700 Menschen aus dem Transport kamen direkt in die Gaskammern. Er fand sich wieder in Auschwitz-Monowitz. Grausame Zwangsarbeit, die Hungerödeme drückte er auf, denn den Krankenbau, wusste er, „verließ man durch den Schornstein“. Eines Tages aber stand er, ein Wunder, beim Appell seinem Bruder Dieter gegenüber, der zeigte ihm, dass ein wenig Feuchtigkeit im Mund bleibt, wenn man an einem Kieselstein lutscht. Dieter sorgte dafür, dass sie in Arbeitskommandos kamen, in denen es eine Chance auf Überleben gab.

Dann die Todesmärsche, hinter ihm die Leichen an den Straßenrändern. Die Stollen in Mittelbau-Dora, wo er mit bloßen Händen Glaswatte um Raketentanks wickeln musste für die vermeintliche Wunderwaffe V2. Dort sei er schon ausgemergelt und kaum noch Mensch gewesen, er war 19 Jahre alt und dachte an Selbstmord, sagt er, und: „Aber selbst dazu hatte ich keine Kraft.“ Das Ende in Bergen-Belsen, ein Friedhof, Leichen überall, ihm knickten die Beine weg, dann verlor er das Bewusstsein. Der Tag der Befreiung, 15. April 1945, es fühlte sich nicht so an. Vorher, sagt er, war nur der Gedanke: Wie kann ich den Tag überleben?

Jetzt war Platz im Kopf für einen anderen Gedanken: Wer hat noch überlebt?

Es war kaum jemand. Aber er hatte Friedel. Zusammen machten sie sich auf nach New York. Sie hatten sich geschworen, nie Kinder in diese Welt zu setzen, sie heirateten nicht und blieben zusammen bis zu Friedels Tod.

Es ist still am Ende des Nachmittags in Yad Vashem, nachdem sie alle zusammengesessen und Fragen diskutiert haben: Hätte der Holocaust ohne Hitler passieren können? Was treibt Menschen dazu, solch schreckliche Dinge zu tun? Wie wird in Zukunft an den Holocaust erinnert?

Schülerin Sophia sagt, durch Albrecht habe sie zum ersten Mal wirklich eine Vorstellung davon, was damals war. Jan sagt, es sei wichtig, dass sie an den Holocaust erinnern, damit sich solch ein Menschheitsverbrechen nicht wiederhole, deshalb müssten sie auch ihren Kindern von Albrecht erzählen.

Albrecht sitzt mitten in der Schülergruppe. Er sagt: „Ihr wisst nicht, was in meinem Kopf los ist. Es ist einfach unglaublich, wie ihr euch reingearbeitet habt. Wenn ich in meinem hohen Alter den Unterschied sehe zwischen euch hier und den Jugendlichen damals. Wir wurden aus der Stadt gejagt, und unsere Nachbarn haben hinter den Gardinen gestanden und zugeguckt. Aus meiner Familie sind

99,5 Prozent ermordet worden. Ich hatte nie geglaubt, dass das in Deutschland möglich wäre, und hier drin in meinem Kopf sind für immer mein Vater, meine Mutter, mein Opa, meine Oma, meine Cousins und Cousins – alle ermordet. Und jetzt bin ich hier mit euch, es ist kaum zu glauben für mich, dass dieser Hass vorbei ist, dass das so eine Wendung genommen hat. Dass ich das hier erlebe, ist einfach ein Wunder!“

Albrecht sei für sie mehr als ein Zeitzeuge, erzählt Lisa-Marie später, er sei schon fast wie ein Freund. Zu seinem Geburtstag hatte er dieses Jahr 1000 Donuts in die Schule mitgebracht, die Schülerinnen und Schüler hatten die Mensa mit Luftballons dekoriert, er saß am großen Geburtstagstisch, und jede Klasse gratulierte. „Sogar unser Abi-Motto hat mit ihm zu tun“, erzählt Lisa-Marie: Albi Weinberg, nicht nur der Wein wird reifer. So eng sind die Schülerinnen und Schüler und Albrecht verbunden, dass die Schülervertretung vor zwei Jahren sogar beim Landkreis durchsetzte, dass das Gymnasium Rhaderfehn zu seinen Ehren umbenannt wurde: Albrecht-Weinberg-Gymnasium. Wenn Gerda nun mit Albrecht auf dem Beifahrersitz in der Pause auf den Schulhof fährt, umringen sie die Schüler und rufen seinen Namen, und wenn die Pause vorbei ist, winken ihm die Fünftklässler aus den Klassenräumen.



Früher arbeitete Gerda Dänekas im Altenheim Leer, wo sie Albrecht Weinberg kennenlernte. Später gründete sie mit ihm eine WG und hilft ihrem guten Freund in vielen Lebenslagen

Von „seiner“ Schule hatte er am vorletzten Tag der Reise dem ehemaligen Regierungssprecher von Angela Merkel und heutigem Botschafter Steffen Seibert in der Deutschen Botschaft in Tel Aviv berichtet, und wie immer gab sich Albrecht Mühe, dass die Erinnerung nicht in Betroffenheit erstarrt. Er sagte: „Früher haben sie mich von der Schule vertrieben, jetzt trägt sie meinen Namen. Früher haben mich Gymnasiasten mit Steinen beworfen, heute schieben sie mich im Rollstuhl durch die Gegend, ist das nicht wunderbar?“

An diesem Nachmittag in Tel Aviv verkündet Albrecht Weinberg den Schülerinnen und Schülern, es sei an der Zeit, dass sie jetzt endlich einmal eine Synagoge von innen sähen. Vier Schüler wuchten ihn im Rollstuhl die Stufen hinauf, sie stehen im Vorraum der Ichud-Shivat-Zion-Synagoge vor einer steinernen Gebotstafel. Sie stammte aus der Synagoge von Leer, die 1938 geplündert und in Brand gesetzt wurde, lag danach jahrzehntelang als Wegplatte in einem Leeraner Schrebergarten, ehe sie von Emigranten nach Tel Aviv gebracht wurde. Schüler schieben Albrecht Weinberg nah an die Tafel, er streckt die Hand aus und fährt langsam mit den Fingern über den Stein.

Die Tafel zierte einst das Portal der Leeraner Synagoge, er feierte in ihr seine Bar-Mizwa. Es war die letzte Bar-Mizwa dieser Synagoge. Bald darauf, in der Nacht vom 9. auf

den 10. November 1938, brannten die Nazis sie nieder, und er, 13 Jahre alt, erlebte die schrecklichste Nacht seines Lebens. Krachend schlug es an die Tür, Glas splitterte, SA-Männer schrien und schlugen. Die Panik von damals hat sich in sein Gedächtnis geschrieben, die Schreie der Kinder, die Nachbarn tatenlos. Man trieb sie zum Viehhof, trennte die Männer von Frauen und Kindern. Albrecht weiß nicht, ob sie erleichtert waren, als sie wieder freikamen. Er erinnert sich nur an den Schock und daran, dass sie den Vater erst drei Monate später wiedersahen, bleich im Gesicht, abgemagert, nie sprach er darüber, was ihm im KZ Sachsenhausen angetan worden war.

Albrecht Weinberg nimmt die Hand von der Steinplatte und spricht das Kaddisch, das jüdische Totengebet, das er in der Synagoge gelernt hatte. Seinen Glauben an Gott verlor er in Auschwitz, sagt er. Das Kaddisch aber blieb bei ihm, wie ein Balsam gegen die Schmerzen der Erinnerung. Am Abend, als er mit seinem Freund Jerry Wartski im Restaurant am Meer sitzt, erzählt er ihm von seiner Reise mit den Schülern. Er sagt: „Es fühlt sich für mich wie eine Befreiung an, dass die jungen Leute mich anhören.“

Sie waren 1945 für einige Wochen zur selben Zeit im KZ Mittelbau-Dora, erzählen sie, es könnte sein, dass sie sich damals über den Weg liefen, Albrecht aus Ostfriesland und

Jerry aus Osjakow in Polen.

Nach dem Holocaust emigrierten beide nach New York, sie arbeiteten nur wenige Straßen voneinander entfernt und wussten all die Jahre nichts voneinander.

Jerrys Frau Sue sitzt wie Gerda Dänekas mit am Tisch, sie erzählt, dass Jerry schon seit Tagen nur noch vom Treffen mit Albrecht rede. Sie sagt: „Jerry braucht Albrecht wie eine Therapie.“

Und Albrecht hatte Jerry einen Kuss auf die Wange gegeben, als der sich zu ihm zur Begrüßung hinunterbeugte, und gerufen: „Two Survivors, unbelievable!“

An einem der Nachbartische im Restaurant feiern Israelis Geburtstag, und als endlich der Gesang verstummt, fängt Jerry selbst an zu singen, einen deutschen Marsch, er hat ihn die Soldaten und die Wachtruppen im Konzentrationslager singen hören. Kurz darauf stimmt Albrecht ein, und da singen sie zusammen, two survivors, welch ein später Triumph: „Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren, öffnen die Mädchen Fenster und Türen. Ei warum? Ei darum! Ei bloß wegen dem Schingderassa, Bumderassasa!“

Als Jerry bald darauf Albrecht im Rollstuhl zum Taxi schiebt, verabreden sie ihr nächstes Treffen. Am 11. April, im Harz. Auf der Gedenkfeier zum 78. Jahrestag der Befreiung des Konzentrationslagers Mittelbau-Dora.

„Wenn ich da noch lebe“, sagt Albrecht.

„Du musst“, antwortet Jerry.

→ Seit Jahren fotografiert Jesco Denzel für die Gedenkstätte Bergen-Belsen die Gedenkfeierlichkeiten am Jahrestag der Befreiung. 2022 kam er dabei ins Gespräch mit dem 97-jährigen Holocaust-Überlebenden Albrecht Weinberg, der ihm berichtete, er reise demnächst auf Klassenfahrt. Als er Autor Nicolas Büchse davon berichtete, war sofort klar: Da mussten sie dabei sein. Es war für alle eine aufregende, manchmal aufreibende Reise. Emotional waren die Momente in Yad Vashem, in denen die Schüler mit Albrecht Weinberg über den Holocaust und das Gedenken sprachen. Schnell war das Reporterteam mit dem WG-Team Albrecht Weinberg und Gerda Dänekas so vertraut, dass sie auch außerhalb des offiziellen Klassenfahrtprogramms Zeit miteinander verbrachten. So feierten sie mit Albrecht Weinbergs Freunden Sabbat und waren dabei, als Albrecht seinen Freund Jerry traf und saßen mit an der langen, lauten Festtafel. Später besuchte das Reporterteam Albrecht und Gerda noch für mehrere Tage in Leer, und Albrecht half bei unzähligen Tassen Ostfriesentee dabei, seine Vergangenheit zu rekonstruieren.



Text: Nicolas Büchse, geboren 1979 in Hildesheim. Studierte in Göttingen und Straßburg Geschichte, Politik und Jura, besuchte anschließend die Henri-Nannen-Schule. Seit 2010 Reporter beim „Stern“, von 2017-2021 USA-Korrespondent in New York. Seitdem berichtet er vor allem aus Nordamerika und Deutschland.



Fotos: Jesco Denzel, 1972 in Bremen geboren, studierte Politische Wissenschaft und Fotojournalismus. Er arbeitet als freier Fotograf und ist seit 2010 offizieller Fotograf der Bundesregierung. Sein Foto der Verhandlungen zwischen Merkel und Trump wurde weltberühmt. 2018 wurde er mit dem World Press Photo Award ausgezeichnet.